

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 6

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

A SHORT HISTORY OF SWITZERLAND

*By E. Bonjour, H. S. Offler and G. R. Potter*¹

Wenn die Engländer ein Geschichtswerk zum Standard Book erklären, dann bleibt es für zwei bis drei Generationen die maßgebliche Informationsquelle über das behandelte Land. Ergänzt werden die Angaben regelmäßig durch das «Statesman's Yearbook» und die sich folgenden Ausgaben der «Encyclopaedia Britannica». Die Artikel über die Geschichte der Schweiz wurden in diesem größten Lexikon der Welt in den letzten 50 Jahren hervorragend betreut durch Wm. Martin, Aug. Burckhardt und den Historiker des Alpinismus, Prof. W. A. B. Coolidge. Aber seit 70 und mehr Jahren fehlte uns ein richtiges, von kompetenten Historikern geschriebenes Standard Book on Swiss History für englische und amerikanische Leser. Adams & Cunningham's «Swiss Confederation» aus den 1880er Jahren ist kaum noch zu finden. Dagegen hat die zweibändige «History of the Helvetic Confederacy» von Joseph Planta, Direktor der Bibliothek des Britischen Museums, aus dem Jahre 1800 bis in die neueste Zeit unter den «set books» (Bücher, die der Student gelesen haben muß) für junge Historiker figuriert. Gewiß, ein Kompliment für das Werk eines Freundes und Zeitgenossen Johannes von Müllers. Der in den 1890er Jahren in der «History of Nations Series» erschienene Band «Switzerland» von Hug & Stead war eine recht trockene und unkritische Kompilation in der Art unserer Schulbücher vor 1900.

Die Stiftung Pro Helvetia war deshalb gut beraten, als sie, gleich nach Schluß des Zweiten Weltkrieges, zwei jungen englischen Historikern und dem Ordinarius für Schweizergeschichte an der Universität Basel, Prof. Edg. Bonjour, den Auftrag erteilte, in Zusammenarbeit ein zuverlässiges, wissenschaftliches, aber populär geschriebenes Buch über die Geschichte der Schweiz für englische Leser zu schreiben. Die Stiftung sah sich gleichzeitig nach einem leistungsfähigen Verlag um und setzte bedeutende Mittel für den Vertrieb des Buches in Großbritannien und Amerika ein. Heute können wir feststellen, daß sie wirklich Glück hatte mit der Wahl der Bearbeiter. Die beiden Engländer, Prof. H. S. Offler von der Universität Durham und Prof. G. R. Potter von der Universität Sheffield, sind vorzügliche Kenner der kontinentalen Geschichte und der schweizerischen Verhältnisse im besondern. Sie haben Gagliardi, Nabholz, Wm. Martin und Karl Meyer gründlich durchgearbeitet und, wie mir scheint, ihre Aufgabe glücklich und trefflich gelöst. Nun haben wir wieder eine Schweizergeschichte in englischer Sprache, die wir Laien und Gelehrten mit voller Ueberzeugung als ein zuverlässiges Werk empfehlen dürfen, das Wesentliches vom Unwesentlichen scheidet und sich nicht im Gestrüpp des Zuviel verliert, wie es in einem so kleinen Land mit so komplizierten Verhältnissen nur zu leicht möglich ist.

¹ Oxford University Press.

Selbst für Schweizer ist es erfrischend, einmal zu sehen, wie sich unser Marsch durch die Zeit, durch ein englisches Doppelfernrohr gesehen, ausnimmt. Einige Größen werden etwas bescheidener in der unparteiischen Perspektive von außen; andere, uns aus täglicher Gewohnheit vielleicht zu vertraute Werte werden deutlicher erkannt. Erfreulich ist die stete Bereitschaft beider Verfasser, die Unterschiede zwischen schweizerischen und englischen oder amerikanischen Verhältnissen klarzumachen, Parallelen und Ähnlichkeiten hervorzuheben. Da gibt es für Schweizer in jedem Kapitel ein paar überraschende Ueberlegungen, die sich in keinem nationalen Geschichtswerk finden. Mir ist das am deutlichsten aufgefallen in Prof. Offlers Darstellung der Zustände in römischer Zeit, im Frühmittelalter und in der Feudalzeit. Prof. Potter sind wir dankbar für die Erwähnung der seit der Reformation immer zahlreicher werdenden geistigen Wechselbeziehungen zwischen der Schweiz und England.

Fast die Hälfte des Buches, vom Untergang der alten Eidgenossenschaft bis zur Gegenwart, umfaßt Prof. Bonjours Beitrag, übersetzt von Mrs. Mary Hottinger. Die Art und das Maß der Arbeitsteilung waren sicher richtig, denn schließlich soll das Buch nicht nur interessantes Wissen über die alte Geschichte vermitteln, sondern vor allem Verständnis schaffen für die heutigen Verhältnisse und für unsere Stellung unter den Nationen. Prof. Bonjour widmet seine besondere Aufmerksamkeit der Geschichte und Bedeutung unserer Neutralitätspolitik, dem Werden und Ausbau der Bundesverfassung, den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen und dem geistigen Beitrag der Schweiz zur europäischen Kultur.

Wir sind überzeugt, daß das neueste «Oxford Book» seinen Weg rasch in alle Schulen und Bibliotheken des weltweiten englischen Sprachgebietes finden und bald nach einer neuen Auflage rufen wird, nachdem die erste, der leidigen Papierkontingentierung wegen, um volle drei Jahre verzögert worden ist.

Ein paar kleine Irrtümer gibt es natürlich auch noch zu verbessern. Der Aargauer im Bundesrat hieß Welti, nicht Wetli, und Niklaus Leuenberger führte Emmentaler Bauern vor Bern, nicht die Entlebucher.

Hübsch lesen sich schon in der Einleitung die Ausführungen der Verfasser über ihr Ringen nach der richtigen Erkenntnis der wesentlichen Charakterzüge des Schweizervolkes, das tausend natürlichen Verschiedenheiten zum Trotz zu einer erstaunlichen nationalen Geschlossenheit gekommen ist. Die Sache mit den Schweizern und ihrer Geschichte ist eben für gewissenhafte Historiker nicht so einfach, wie sie für den Humoristen Sir Max Beerbohm war, der fand, man könne sie in zwei Zeilen resümieren: «Die Schweiz hat nur einen Helden. Er heißt Tell und ist eine sagenhafte Gestalt.» Jeder von uns könnte ein ziemlich genaues Bild des Engländers zeichnen. «Aber wie», fragt Prof. Offler, «stellen wir den typischen Schweizer dar?» (Offenbar gäbe das eine Aufgabe für «Bö» vom Nebelspalter!) «Wollen Sie ihn groß oder klein, germanisch blond oder südlich dunkel, katholisch oder reformiert, deutsch oder welsch, mit Bergführerblick oder mit der Brille des Bürogehilfen auf der Nase? Mit der einen Hand macht er die feinsten Uhren der Welt, mit der andern ringt er der harten Erde im Gebirge ein kärgliches Brot ab.» Da hatte es Ruskin in seinen «Modern Painters» vor hundert Jahren noch leichter, den Schweizer zu beschreiben: «Da diskutieren andere des langen und breiten, wie schwer es sei, den Charakter der Schweizer zu schildern, nur weil sie die Einfachheit, Einfalt und Unkompliziertheit (Simplicity) dieser Leute nicht erkennen. Man stellt sie entweder als roman-

tische Tugendhelden oder als niederträchtige Söldlinge dar. Dabei sind sie in Wirklichkeit weder Helden noch Knechte, sondern treuherzige, biedere Menschen; zugegeben, außerordentlich starrsinnig und hartnäckig (with more than any recorded stubbornness). Das Leben gilt ihnen wenig, und doch setzen sie es nicht leichtsinnig in Gefahr. Fortschritt ist bei ihnen lange nicht das höchste Ideal, aber wenn sie etwas als ein wirklich wertvolles Gut erkannt und gewonnen haben, dann werden sie es nie mehr aus den Händen geben. Sie sind keine besondern Schlauköpfe, und sie übersprudeln nie vor Begeisterung. Aber das haben sie alle gemein: gesunden Verstand (common sense), den man nicht betrügt, und unbeugsamen Gerechtigkeitssinn. Mit Zureden kannst du den Schweizer nicht von seiner geraden Linie abbringen, denn ihm sagt das Gefühl, was seine Pflicht ist. Er redet nicht viel von Freundschaft, aber in der Not wird er dich nie verlassen...»

So sah Ruskin unsere Väter vor hundert Jahren. Uns aber stellt sich, wie Haller vor bald zweihundert Jahren, die Frage:

«Sag an, Helvetien, du Heldenvaterland,
Wie ist dein altes Volk dem heutigen verwandt?»

Arnold Lätt

LAO-TSE: TAO TE KING¹

Selbst wer Lao-Tses Tao Tê King (Buch von Weg und Tugend) ganz oder in Auswahl, aber ohne den unschätzbaren Kommentar von Victor von Strauss besitzt, sollte, um Vergleichsmöglichkeiten zu haben und in den vollkommenen Genuß dieser unsterblichen Weisheiten zu kommen, unbedingt zu der vorliegenden Ausgabe greifen. Vorwort und Einleitung des Herausgebers W. Y. Tonn, ehemaliger Professor für chinesische Sprachwissenschaft an der Tsian-Staats-Universität Schanghai, enthalten alles Wissenswerte über bisherige Lao-Tse Ausgaben und alles Wissensmögliche über Lao-Tse selber. Die Straußsche Uebersetzung gilt bis heute als die beste; zahllos sind die auf ihr fußenden «Nachdichtungen» und durch persönliche Beigaben unerlaubt verwässerten oder entstellten Texte. Strauß versuchte, in seiner Uebersetzung möglichst originaltreu zu bleiben und verlegte, wo es geboten war, Deutungen und Umschreibungen gewandelter oder vielschichtiger chinesischer Begriffe in seinen Kommentar, ohne den der Uneingeweihte oder Nichtfachmann kaum Zutritt zu den hintergründigen symbolischen Ausdrucksformen und gedankenstarken Weisheiten Lao-Tses hat. Wo es nötig war, hat der Bearbeiter der Manesse-Ausgabe, Prof. Tonn, am Original des Kommentars, der in seiner Ganzheit nur für Sinologen und Philologen wertvoll ist, dankenswerte Abstriche oder sorgfältig überlegte Veränderungen vorgenommen und dadurch das kostbare unerläßliche Beiwerk auch einem erweiterten Leserkreis zugänglich gemacht. Auch wurde der Text, den neuesten Forschungsergebnissen entsprechend, ergänzt, oder korrigiert, wo bewiesene Irrtümer vorlagen. Wörter, die nicht mehr im Gebrauch sind, wurden zeitgemäß verändert. «Tao» wurde durchwegs mit dem Artikel «das» versehen, um eine, wie Tonn ausführt, «auf eine persönliche Gottheit hinweisende Mißdeutung zu vermeiden» und dem Wort als dem «Begriff des Absoluten» den wahren Sinn zu geben.

¹ Lao-Tse: Tao Tê King. Uebersetzung und Kommentar von Victor von Strauss. Bearbeitung und Einleitung von W. Y. Tonn. Manesse Bibliothek der Weltliteratur, Manesse Verlag, Zürich.

Sehr willkommen sind die Angaben über Lao-Tse selber; das spärliche Wissen über seine irdische Existenz ist in vergleichender Darstellung mit den damaligen geschichtlichen Ereignissen in unbestreitbaren Zusammenhang gebracht und Lao-Tses Lebenszeit in das 4. Jahrhundert v. Chr., das Zeitalter der «kämpfenden Staaten», verlegt.

So liegt jetzt das uralte, ewig junge Buch — «das meistübersetzte Buch in Europa» — in untadeliger innerer und äußerer Aufmachung vor. Es ist dringend an der Zeit, «Bahn und Sitte» des Lao-Tse (= Altehrwürdiger Meister) der zerfallenden Menschheit erneut zu bedenken zu geben. Seine Lehre vom «Nicht-Tun» (nicht: Nichts-Tun) ist nicht spekulativ und nicht «erdacht»; sie ist *das* Denken vom absoluten menschlichen Sein, eine Auslegung der Lebensart zum wahrhaftigen und *wirklichen* Guten. Lao-Tses Lehre ist leidenschaftslos, weil sie *reine Lehre* ist; aber sie ist er-greifend, weil sie dem Menschen und seiner existenziellen Wesenheit unmittelbar abgewonnen ist. In ihr ist als Ureinheit alle Philosophie und Psychologie vereinigt. Sie umschließt in ihren Abstrakta und vollkommenen Symbolen die menschlich erfaßbare Gesamtwirklichkeit. Ihre Befolgung bringt nicht — sie ist keine Religion — Belohnung in einem Jenseits, aber Frieden und Verträglichkeit den Menschen; *allen* Menschen, denn sie ist die Lehre *vom* Menschen und *für* den Menschen, in allen seinen komplexen Spielarten. Otto Basler

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Rapallo: Mythos und Wahrheit Außenpolitische Begabung der Nationen erkennt man an ihrer Fähigkeit, eine außenpolitische Doktrin zu assimilieren, die von den außenpolitischen Theoretikern und Praktikern der Geschichte erdacht und erfolgreich angewandt worden ist. Außenpolitik ist der Einsicht der Massen entzogen, und nichts hat in den letzten Jahren verheerender gewirkt als ihre Entwürdigung durch ideologisch verkleidete Demagogen.

Daß die Frage der deutschen Einheit jedem Deutschen auf die Finger brennt — wer wollte das mißbilligen? Und daß sie vom Verhältnis der heutigen deutschen Hälften und des vielleicht möglichen ganzen Deutschland zu Rußland in letzter Instanz bestimmt wird, ist nun einmal die Folge der Teilung Europas, die kein europäischer Politiker befürwortet hat. Der Versuch Rußlands und Amerikas, in den von ihnen allein oder erheblich beherrschten Zonen den Einfluß des Gegenspielers auszuschalten, führt, wie *Margret Boveri* in ihrer letzten Chronik im *Merkur* (55) abschließend bemerkt, dazu, daß verdrängte politische Träume in Ostdeutschland sich zu geheimen Süchten nach allem Amerikanischen sublimieren, in Westdeutschland das Verlangen nach einer Verbindung mit dem Osten die gespenstische Vorstellung eines neuen «Rapallo» aus verdrängten Erinnerungen produziert. Und es scheint, daß die Verfasserin ehrlich durch eine vernunftgemäße, historische Darstellung von *Rapallo: Geheimnis — Wunschtraum — Gespenst* Gegenkräfte wecken möchte. Jeder Appell zu einer von ideologischen Verschleierungen befreiten Außenpolitik ist hörens Wert, nur muß man gerade nach diesem Beitrag und einigen anderen über Rapallo fragen, wie weit man der Hoffnung *Adenauers* folgen kann: *Rapallo ist tot!*, mit dem *Robert d'Harcourt* (de l'Académie Française) seinen *Essai La Zone de la Peur* im letzten Heft der *Revue de Paris* beschließt.

So unberechtigt es wäre, diese Hoffnung grundlos zu nennen, so riskant wäre es, ihr zu vertrauen. Rapallo wäre in der außenpolitischen Geschichte

eines anderen Volkes eine Episode, die man abschließt, nachdem ihr Sinn erfüllt worden ist. Gewiß beherrschen traditionelle Erfahrungen die Außenpolitik aller Nationen. Die geschichtlichen Konstanzen führen den Kurs der Außenpolitik in Spiralen zu gleichen Situationen zurück. Britische Außenpolitiker wie Canning, Palmerston, Disraeli, Eyre Crowe haben kein Hehl daraus gemacht, daß das Vereinigte Königreich weder Erbfeinde noch Erbfreunde besitzt, sondern Interessen. Die politische Unbegabung des deutschen Volkes mutiert dagegen Interessenverträge in Glaubensakte, Erinnerungen an Erfolge in Mythen und interpretiert auch Rapallo im Nebel schwacher historischer Kenntnisse als ein Zeugnis seiner «ostischen» Mission.

Daß preußisch- und deutsch-russische Verträge positive Bedeutung hatten, hat wohl noch niemand bestritten. Zweifellos verdankte *Friedrich II.* seine Rettung nicht nur seiner außerordentlichen Persönlichkeit, sondern auch dem Glücksfall des Sonderfriedens mit seinem Bewunderer, dem Zaren Peter III. Die Konvention von *Tauroggen* hatte schon weit geringere Bedeutung, denn sie brachte zunächst Ordnung in der Etappe, und sie nahm eine politische Entscheidung vorweg, wenn sie auch, unverständlich genug, dem Zaren den Nimbus eines Befreiers der Deutschen verlieh.

Den Mythos der *Bismarckschen Russenpolitik* hat *Fritz Jaffé* in der *Außenpolitik* (II, 9) auf ein berechtigtes Maß kluger, zweckmäßiger Bündnispolitik reduziert und eben dadurch seines Zaubers entkleidet. Bismarck vergaß nicht, daß Preußen während der Regierungszeit Nikolaus I. als russischer Vasall gelebt hat. Seit 1850 verstand es Bismarck, sich der Gefahr einer russischen Unterbindung seiner Politik oder gar ihrer Bestimmung durch Rußlands Stellung als Schiedsrichter zu entziehen. Die Besorgnis, daß Deutschland sich Rußland gegenüber etwas vergeben könne, ist allen seinen deutsch-russischen Abmachungen aufgeprägt. Mit Ausnahme des Prinzips der monarchischen Solidarität ließ Bismarck kein anderes irrationelles Moment die Ueberhand gewinnen. Er verstand es, Rußlands Sekundantendienste von 1864 bis 1870 ohne sentimentale Dankbarkeit zu erwidern. Die Neigung seines kaiserlichen Herrn zur Ergebenheit dem Zaren gegenüber wurde von ihm öffentlich desavouiert; so weit ging sein Monarchismus also nicht. Eine Preisgabe der Habsburgischen Doppelmonarchie zugunsten einer Entente mit Rußland lehnte der Kanzler ab. Der *Rückversicherungsvertrag* von 1887 berührte das Verhältnis mit der Hofburg nicht, das durch einen eigenen Zweibund gesichert war. Bismarck bezeichnete zwar den Krieg mit Rußland als das größte Uebel, aber die «Abwehr eines barbarischen Angriffs» stand außer Zweifel. Er hatte die Schlüsselstellung Rußlands für die deutsche Außenpolitik in Rechnung gestellt, aber nicht als die einzige angesehen. Seine Bemühungen, Frankreich zu einer Verständigung mit dem Sieger von 1870 zu gewinnen, gingen parallel zu seiner Russenpolitik; leider werden sie von Jaffé nicht erwähnt. Der Autor sieht, daß Bismarck die russische Gefahr gekannt hat; nur fehlt das beste Zeugnis bismarckischer Ueberlegenheit: der Kanzler wollte Rußland als Verbündeten gewinnen, um ihn nicht Frankreich in die Arme zu treiben. Das war Außenpolitik von Qualität, eben weil sie frei von mystischem Brimborium war.

Der Vertrag von *Rapallo* ist das Gegenteil staatsmännischer Ueberlegenheit. Die Weimarer Republik kam zu ihm wie die Jungfer zum Kinde, und erst als es ein nationaler Schreiberbold wurde, rühmte sie sich stolz ihrer Kühnheit. Der Wunsch, auch heute weder zu sagen noch zu erfahren, was gewesen ist, läßt dem Wort *Rapallo* seine Gloriele, versteckt die Politik, die dahin führte, lenkt von ihren gefährlichen Intentionen ab und erleichtert ihren

Rückfall. Gerade weil Rapallo und die deutsch-russische Politik das einzige Kapitel der weimaranischen Außenpolitik umfaßt, das von sämtlichen Parteien, ohne Ausnahme, von den Deutsch-Bolschewisten bis zu den Deutsch-Nationalen und schließlich vom Nazismus 1934 gebilligt wurde, könnte es wiederholt werden, wenn die Machtverhältnisse es erlauben sollten. Man bekämpft den Geist von Rapallo nicht, wenn man den Geist erkennt, der zu ihm geführt hat. Das ist es, was den Beiträgen über Rapallo von *Boveri* im *Merkur*, vom früheren Reichsminister *Hans v. Raumer* in der *Deutschen Rundschau* (4, 9) und ebendort von *Ernst Kochertaler* (Zürich) fehlt. Ich bin daher *Rudolf Pechel* dankbar, daß er mir Gelegenheit gab, in der *Deutschen Rundschau* (6) unter dem Titel *Die Wahrheit über Rapallo* eine Darstellung zu veröffentlichen, die sowohl von der *fable convenue* wie vom Geschichtsbewußtsein eines Teilnehmers und Mitverantwortlichen abweicht, was *Herr v. Raumer* nach seiner eigenen Darstellung ist. Diese Differenz ist aber keine der Fakten, die in den Akten stehen, sondern der großen Grundsätze der europäischen Außenpolitik des Zwischenkriegs, an der wir zugrunde gegangen sind.

Das komplizierte Material des Rapallo-Komplexes lichtet sich, wenn man feststellt, was wirklich war; verdunkelt sich, wenn man den belanglosen, zum Teil komödienthaften Begleiterscheinungen übertriebene Bedeutung beimißt. Die politische Situation, die den Vertrag hervorgebracht hat, durfte nicht von diesen drei Autoren behandelt werden, als ob sie nicht existiert hätte. Die Republik stand 1918 vor der welthistorischen Entscheidung, durch direkte Verständigung mit Frankreich die *kontinentaleuropäische Schicksalsgemeinschaft* zu begründen, die *Erz-Kohle-Union* zu schaffen (eine Idee, die, wie ich hier zeigte, aus der Elite des deutschen Sozialismus noch vor der deutschen Kapitulation hervorgegangen ist¹), auf Elsaß-Lothringen auf Grund des dezidierten Willens der Bevölkerung dieser Provinzen freiwillig zu verzichten und durch Reparation in Form von Sachlieferungen zur Föderation Europas zu gelangen.

Die entgegengesetzte Entscheidung konnte keinen andern Inhalt haben, als Deutschland zum Degenstaat der Balance of power zu machen, ohne daß doch England imstande gewesen wäre, die deutschen Opfer zu honorieren. Die Weimarer Republik wurde zur *Republik der Revanche*, ein Ausdruck, den mir empfindliche Deutsche dieser Zeit verdenken, dessen Richtigkeit aber Professor *Ludwig Dehio* in einem Beitrag: *Deutschland und die Epoche der Weltkriege* in der *Historischen Zeitschrift* (173, 1) zweimal sinngemäß bestätigt.

Diese weltpolitische Entscheidung ging von der regierenden Linken aus, und von Scheidemann bis Schumacher ist die spießigste Franzosenhetze der Habitus der deutschen Sozialdemokratie geblieben. Auch die geistigere bürgerliche Linke stand im Bann dieser Politik. Die angeblichen Erfüllungsminister *Wirth* und *Rathenau* sagten, wie ihr eigener Berater, Staatssekretär *Carl Bergmann*, ein überzeugter Vertreter der Erfüllungspolitik und Erfüllungsmöglichkeit, in seinem denkwürdigen Buch «Der Weg der Reparationen» feststellt, der Reparationskommission offene Fehde an. *Rathenau* stand seit dem Januar 1922 stark unter dem Einfluß *Lloyd Georges*, des Initiators einer Weltfront gegen Frankreich, der selbst wieder von *Keynes* inspiriert wurde. *Keynes* hatte schon 1919 in dem verhängnisvollsten Buch der Nachkriegszeit, in den *Economic Consequences of the Peace* vorgeschlagen, man solle Deutschland den Auftrag erteilen und die Mittel zur Verfügung

¹ s. Neue Schweizer Rundschau, November, Dezember 1951.

stellen, das vom Krieg und vom Bolschewismus zerstörte Rußland wieder aufzubauen. Diesen Plan eines *europäischen Konsortiums zur Stabilisierung des Bolschewismus* machte sich Rathenau zu eigen, der, grade weil dieser Plan, nebulos, unpolitisch und paradox war, seine unruhige Phantasie faszinierte. Kurz, der deutsche Minister für den französischen Wiederaufbau interessierte sich weit mehr für den russischen als für den europäischen. Und da der britische Plan der deutschen Industrie Ersatz für die Sachlieferungen an Frankreich bot, die England sie nicht leisten lassen wollte, war es nicht schwer, die deutsche Industrie um Stinnes, den deutschen Nationalismus und die Parteien der Weimarer Republik, von Herrn v. Raumer bis Rudolf Hilferding, für eine Zusammenarbeit mit dem Bolschewismus zu gewinnen.

Diese neue Kombination bot Lloyd George die Möglichkeit, die Front gegen Frankreich um Rußland zu verlängern und Deutschland samt Rußland wieder zu Subjekten der Weltpolitik zu machen. Daß Deutschland die Freiheit hatte, sich durch die Verständigung mit Frankreich in viel höherem Grade selbst dazu zu erheben, wurde damals so gründlich verkannt wie noch heute in den erwähnten drei Beiträgen über Rapallo. Gewiß konnte das Foreign Office nicht die Wilhelmstrasse amtlich auffordern, mit Rußland einen Vertrag abzuschließen, aber wenn Lloyd George zum deutschen Vertreter in Moskau, Kurt Wiedefeld, sagte: «England kann euch nicht helfen. Ihr müßt *noch andere* dazu bekommen, um uns in *unserer* Aufgabe beizustehen; ihr müßt euch mehr Freunde sichern;» und wenn er im voraus ankündigte, «Rußland wird zum Mittelpunkt von Genua werden», so war das doch deutlich genug, außer für Rathenau, der tatsächlich, wie damals bekannt war und wie es jetzt Herr v. Raumer bestätigt, von Sorgen zerfressen war, ob er ohne Lloyd Georges Wissen abschließen dürfe. Nur ob er ohne Barthous Wissen abschließen dürfe, hat diesen als Aufbau- und Außenminister verhängnisvoll unzulänglichen Mann nicht eine Sekunde irritiert.

Genua bot also den Wissenden ein britisch-bolschewistisch-deutsches Zusammenspiel, das der Welt von Lloyd George geschickt verborgen wurde, indem er die deutschen Minister nach Abschluß des Vertrages öffentlich wie Schuljungen herunterputzte, um ihnen hinter den Kulissen zu verzeihen, daß sie getan hatten, was er gewünscht hatte. Schon nach vier Tagen erklärte der britische Premier den Zwischenfall für abgeschlossen, und symbolisch trat an einem anschließenden Versöhnungsdinner der deutsche Urheber des Rapallo-Vertrags, Ago von Maltzan, mit Lloyd Georges Tochter zum Tanze auf dem Vulkane an.

Läßt sich der britische Anteil historisch aus Sätzen Lloyd Georges, Lord d'Abernons, Maltzans rekonstruieren, so liegt für den bolschewistischen Anteil die Darstellung in *Potemkins offizieller Geschichte der Diplomatie* vor. Der Kriegskommunismus war bankrott, und Lenin sah sich nach Hilfsquellen um, sein parasitäres Funktionärregime zu finanzieren. Das bolschewistische Ausverkaufsangebot, NEP genannt, führte Krasin 1921 nach London und Berlin, wo man zwar kein Geld hatte, Belgien wiederaufzubauen, sich aber für den Wiederaufbau der Ukraine um so lebhafter interessierte. Die russische Delegation gab sich der Hoffnung auf eine englische Anleihe hin, und dieses Faktum wird auch von den Rapallo-Beiträgen v. Raumers und Kocherthalers festgehalten. Aber das Wesentliche fällt unter den Tisch. Die britische Anleihe sollte als Pfänder Konzessionen auf russische Rohstoffe und Industriewerke erhalten, die französischen und belgischen Gesellschaften gehörten. Ihr Besitz war enteignet und Rußland konnte über ihn nach Belieben verfügen; aber England konnte keine Anleihe mit Sicherheiten aus-

statten, die alliierte Finanzhäuser als ihr Eigentum reklamierten. So brauchte also England einen kapitalistischen Staat, der als erster die bolschewistische Enteignung anerkannte und keinen Einwand erhob, wenn ein anderer kapitalistischer Staat, nämlich England, auf dieses Eigentum seine Hand legte. Die russischen Verhandlungen, das Zentralthema Genuas, zerschlugen sich, weil Frankreich und Belgien nicht gesonnen waren, auf ihre Ansprüche zugunsten Englands zu verzichten und ein Regime zu fördern, das seit dem Dezember 1918 in der Front gegen Frankreich die aggressivste Großmäuligkeit produzierte. Ob es Lloyd George mit der Anleihe und dem Russenkonsortium wirklich ernst war, ist eine andere Frage. Denn so viel er auch zur Konsolidierung des Bolschewismus beigetragen hat, so wenig war doch das Foreign Office gesonnen, den Bolschewismus die Früchte dieser Konspiration in Ruhe genießen zu lassen.

So ist denn in dieser Debatte von *Kocherthaler* auch an die Instruktion Lenins erinnert worden: «Verhandelt mit allen, schließt nur mit Deutschland ab!» Das Wort wurde zuerst von *Fritz Rück*² zitiert. Ob es stimmt oder nicht, kann es doch nur die Haltung der bolschewistischen, nicht die der deutschen Delegation erklären. Zweifellos war der Vertrag in langwierigen Konferenzen in Berlin ausgehandelt worden, so daß ihm in Genua, nach dem berühmten Nachtanruf Tschitscherins, nichts als der deutsche Wille zur Unterschrift fehlte. Die bolschewistische Delegation hatte sicher vorausgesehen, daß Frankreich den ihm zugemuteten Verzicht auf seine Ansprüche zugunsten einer schroff antifranzösischen Regierung zurückweisen werde. Die öffentliche Ausbietung russischer Konzessionen an kapitalistische Unternehmer hatte in Genua für die NEP laut genug geworben. Daher kann es schon sein, daß Lenin nur mit einem deutsch-russischen Vertrag rechnete. Aber v. Raumer, Boveri, Kocherthaler umgehen das Zentralproblem, warum die deutsche Delegation die aussichtsvollen französischen Bemühungen um eine Reparationsanleihe für Deutschland in den Wind schlug, warum Rathenau die britische und die italienische, aber nicht die französisch-belgische Delegation über die Russenverhandlungen informierte, warum die deutsche Delegation die englische zu ihrer Mitwisserin machte, Rathenau aber allen Begegnungen mit Barthou aus dem Wege ging. Genua war eben nur ein neues Kapitel der ruchlosen Reparationssabotage der deutschen Politik und der Vertrag von Rapallo antifranzösisch, das heißt europafeindlich. Er stärkte den deutschen Nationalismus und hetzte die Mörder auf Rathenau. Er und die deutsche Linke haben für ihre destruktive Außenpolitik einen erschütternden Blutzoll gezahlt.

Herr v. Raumer erzählt, daß ein Wort von ihm zum schwankenden, unsicheren, zögernden Rathenau vielleicht den Vertragsabschluß entschieden habe. Er sagte Rathenau: «Sie haben die Wahl zwischen Caprivi und Bismarck»; und er fügt hinzu: «Für Caprivi gegen Bismarck zu optieren, das würde Rathenau nie verwunden haben.» Damit hat er Rathenaus Eitelkeit und Preußenliebe richtig eingeschätzt, aber selbst bekundet, wie wenig Bismarcks überlegene Diplomatie Genua als Muster diente.

Die Sorge der deutschen Delegation, von England-Frankreich im Wettbewerb um einen Vertrag mit Rußland ausgestochen zu werden, war von rührender Einfalt. Es ist kaum zu verstehen, daß Persönlichkeiten von unbestreitbarer Qualität gar nicht merkten, daß sie Marionetten in den Händen Lloyd Georges und seines Teams erstklassiger Sekretäre waren, zu denen Wise und Philipp Kerr gehörten, der spätere 11. Marquis of Lothian, der

² 1919—1939, Friede ohne Sicherheit. Bücher zur Weltkolitik. S. Fischer Verlag.

schon früher mit einer handschriftlichen Botschaft Lloyd Georges Lenin aufgesucht hatte. Dieser Mr. Wise war übrigens noch Anlaß zu einem amüsanten Quiproquo. Denn als die deutsche Delegation dem malerisch entrüsteten Lloyd George verzweifelt zurief: «Aber Mr. Wise hat doch alles gewußt!», antwortete Lloyd George wütend: «Who is Wise?» Was die deutschen Delegierten sprachlos machte; denn Lloyd George mußte doch schließlich seinen Privatsekretär kennen. Lord d'Abernon bemerkt dazu spöttisch, daß die Delegation die walisischen Nuancen der englischen Sprache eben nicht kannte. In seinem heimischen Patois habe Lloyd George nur sagen wollen: «Zum Teufel mit diesem Wise!» — Mit dem armen Wise passierte Deutschland noch ein zweites Malheur. Er war wegen seiner Sympathien zu Moskau den britischen Tories suspekt, so daß ihn Lord Curzon einen Erzbolschewiken nannte. Das erzählt Harold Nicolson in seiner Curzon-Biographie. Die deutsche Buchausgabe enthält ein Personenregister, in dem Wise als «Wise, Sowjetdelegierter» angeführt wird, obwohl die bezüglichen Stellen ganz klar sind. Aber wie sollte der ahnungslose Registrator begreifen, daß Lloyd George geschäftig für die Anerkennung der Bolschewiki gearbeitet hatte; war denn England nicht die antibolschewistische Interventionsmacht? Daß heute, 30 Jahre post festum, Beteiligte wie Herr v. Raumer oder Chronisten wie Frau Boveri und Dr. Kocherthaler diesen Zusammenhang noch immer nicht durchschaut und meine Gegendarstellung nicht zur Kenntnis genommen haben, zeigt, wie gering die Chancen sind, Verirrungen aufzuklären, an die man sich mit Genugtuung erinnert oder die man, wie Margret Boveri, schonungsvoll auf sich beruhen läßt. Aber leistet man damit nicht, sicher gegen die eigene Absicht, dem Rapalloggeist Vorschub, auch wenn man an keine Revenants mehr glaubt?

In diesem Zusammenhang erhalten auch die Enthüllungen über die schwarze Reichswehr, die v. Seeckt schon vor Rapallo in Rußland aufgebaut hatte, eine abgeschwächte Bedeutung. Daß der deutsche General schon 1921/1922 militärisch mit den Bolschewiki kollaborierte, bestätigt auch Wipert von Blücher in seinem lesenswerten Buch *Deutschlands Weg nach Rapallo*³. Seeckts Papiere und seine feindselige Auseinandersetzung mit Graf Borckdorff-Rantzau sind auch aus früheren Veröffentlichungen im *Monat* (2, 4, 6) bekannt, in dem freilich nicht zu lesen war, daß sich Seeckt britischer Dekkung erfreute. Seine Persönlichkeit wird durch die Auszüge «Aus den Seeckt-Dokumenten», die Professor Reginald H. Phelps (Cambridge, Mass.) in der *Deutschen Rundschau* (9, 10) veröffentlicht, posthum komprimiert. Seeckt wurde auf Grund vorzüglicher Organisationsleistungen geistig wie üblich überschätzt. Diese vielberedeten geheimen deutschen Rüstungen haben aber nicht im entferntesten die ihnen nachgesagte politische Bedeutung, und ihre militärische wird auch von B. H. Liddell Hart auf das richtige Maß zurückgeführt: «Ihr Gesamteffekt war ganz gering.⁴» Daß Seeckt den Rapallo-Vertrag benutzte, um sein militärisches Netz dichter zu ziehen, war die pflichtgemäße Nutzenanwendung des außenpolitischen Umsturzes. Auch drüben schliff Trotzki das Schwert seiner Prätorianer. Wie beschränkt Seeckts politischer Blick war, beweist seine Sorge, die deutsche Geheimaufrüstung könne Englands Verdacht erregen, daß Deutschland eine Revanche mit Rußland vorbereitete. Der wendige Lloyd George hatte etwas Ähnliches geäußert. Klüger nannte die «Prawda» Rapallo «Wasser auf die englische Mühle»;

³ Limes Verlag, Wiesbaden.

⁴ Strategie einer Diktatur (The other Side of the Hill). Amstutz, Herdeg & Co, Zürich.

Frankreich wird nun «durch die englische Geißel gezüchtigt». Nur die Deutschen wußten das nicht, weil sie es nicht wissen wollten. Wird aber diese alte Unwissenheit aufrechterhalten, so haben diese «Verdrängungen», vor denen *Boveri* gewarnt hat, die Folge, daß die Weltgeschichte repetiert wird. Und da Deutschland wiederum durchfallen wird, so erfordert es das wahre deutsche Interesse, den Mythos von Rapallo zu entzaubern und die Wahrheit über Rapallo bis in den letzten Zeitschriftenwinkel hineinzutragen.

Valery Larbaud Dass der Schöpfer des A. O. Barnabooth, des Schülerromans *Fermina Marquez*, der Lyriker des verzaubert parfümierten Europa-Bewußtseins eines Weltreisenden im alten Stil der paßlosen Zeiten, «J'ai senti pour la première fois toute la douceur de vivre / Dans une cabine du Nord-Express, entre Wirballen et Pskow» (Europe) schon lange schweigt, hat seinem 70. Geburtstag den Duft ehrenvollen Vergessens gegeben. Um so bewogender ist der Meisterbrief, den ein anderer großer Schweiger der französischen Dichtung, *Saint-John Perse*, in den von *Jean Paulhan* herausgegebenen *Cahiers de la Pléiade* (XIII) mit der ganzen Verve unvergeßbarer Jugend dem Kameraden seit 1900 sendet. Mögen einige Zeilen veranlassen, den ganzen Brief, den ganzen Larbaud, den ganzen Saint-John Perse nachzulesen:

«Promenant à la ronde ce large regard circulaire qui est celui de l'homme moderne, vous avez inauguré un mode nouveau dans le lyrisme du cosmopolitisme. Il en est demeuré dans la littérature contemporaine une façon d'être et de sentir qui ne serait pas sans vous, — Larbaud d'Europe et d'Occident plus que ne fut le Milanais'. Beaucoup vous durent la faveur du jour, qui l'exploitaient encore quand vous aviez déjà passé outre, de ce même pas silencieux qui vous menait toujours ailleurs.

Et vous avezensemencé bien plus que ce 'Domaine Français', où votre ferveur fut grande. A l'étranger aussi vous fûtes animateur. *Fermina Marquez* et *Barnabooth* murmurent votre nom sur plus de rives d'alliance que vous n'en aviez rêvé... Humaniste, Voyageur, Accréditeur de lettres françaises à l'étranger et de lettres étrangères en France, vous étendiez votre libre intercession au confluent de toutes littératures d'Europe et d'Amérique. Et bien avant notre temps dit de 'Coopération Intellectuelle' vous avez été la meilleure antenne française pour l'étranger...

Large fut votre aisance au sein de telle sujétion. Vous y teniez votre greffe littéraire en homme épris de l'aventure. Et vous n'avez jamais dissocié l'instinct, de votre coutume intellectuelle. Une seule loi pour vous au-dessus de tout art: cette loi secrète du 'plaisir', comme un avertissement d'ailleurs; ce sacre d'un 'plaisir' qui constitue l'essence même du principe poétique, peut-être même religieux — au dire déjà de ce Coleridge qui fut, je crois, de vos premières passions d'adolescent...

Que votre joie fut grande aux fêtes de l'esprit; et grande votre hâte à partager cette joie! Pour vous tirer encore, devant l'écrit, votre beau rire de sensuel, que l'on voudrait pouvoir vous faire offrande littéraire!

Mais de quel autre rire, aujourd'hui, vous eût-on vu secoué, à la seule mention de 'littérature engagée'!

Mon cher Larbaud, le Siècle court à de singulières défections littéraires, où l'œuvre elle-même est éludée, l'art en lui-même suspecté, la langue bafouée; et la stérilité s'enorgueuillit d'elle-même, depuis qu'à la création littéraire se substitue l'action littéraire, à l'œuvre le manifeste, à la notion de l'homme en soi celle du comportement social.

Cher et libre Larbaud, également éloigné de l'alexandrinisme littéraire et des novations sans fruit; des entreprises de laboratoires sans terme ni synthèse et des violences nihilistes que rien n'illustre ni n'atteste — soyez aujourd'hui honoré pour votre probité très grande et la simplicité de votre maintien devant l'œuvre littéraire.» Felix Stössinger

IN ITALIENISCHEN ZEITSCHRIFTEN BLÄTTERND

Die letzten Briefe des Jacopo Ortis Gleich Keats, der siebzehn Jahre nach ihm, und Hölderlin, der acht Jahre vor ihm geboren wurde, gehört Ugo Foscolo zu den ewigen Jünglingen der Poesie, aber sein Ruhm ist, wenigstens außerhalb Italiens, von jenen beiden ihm zeitgenössischen Dichter sehr überschattet worden. Und Italiener mögen wohl ungern in seinen Schriften lesen, weil man sie ihnen gleich denen von Leopardi, Manzoni, Alfieri und vielen anderen durch veraltete und lederne Lycealmethoden auf der Schulbank entfremdet hat. Und so wird es verhindert, daß wundervolle Verse und edle Gedanken in den Herzen der Heranwachsenden Wurzel fassen. Manche Gedichte, besonders das gewaltige Carmen von den Gräbern, und wohl auch einige Briefe, besonders aber der Ortis, dieser Briefroman eines von Gefühlen glühenden Zwanzigjährigen, gehören in den ewigen Vorrat der italischen und der Menschheitspoesie überhaupt und reihen Foscolo in die edle, nicht gar große Schar derer ein, denen der apollinische Lorbeer gebührt. Die Mutter des Dichters war ja Griechin und gebar das Kind seinem venezianischen Vater auf einer Fregatte unweit der Insel Zante in jener «heilig angeborenen Luft» von Hellas, von der Hölderlin und Keats geträumt, die sie aber nie geatmet haben. Das griechische Inselmeer und das, was wir einmal «inwendige Antike» genannt haben, durchleben die Werke des Italieners Foscolo, und es ist sehr zutreffend, wenn Mario Praz von ihm gesagt hat, daß sein griechisches Wesen — im Unterschied zu dem sonst gewiß apollinischen Klima der ewigen Jünglinge Keats und Hölderlin — immanent und nicht transzendent ist. Seine Worte sind nämlich — bei aller schwärmerischer Zeitbedingtheit — immer voll sinnlicher Kraft und Naturnähe. Der alte Porträtstich von Antonio Cagliani zeigt Foscolo mit fast wilden und üppigen Zügen begabt, und man weiß, daß er ein heftiges, reiches und nicht eben sehr geordnetes Leben geführt hat. Die endgültige und maßgebende Ausgabe seines Ortis ist 1802, also vor genau hundertfünfzig Jahren, herausgekommen, wenn dann auch diejenigen von 1816 (die trotz der irreführenden, nach London und ins Jahr 1814 verweisenden Titelangaben in Zürich erschienen ist!) und 1817 noch manche Korrekturen und Zusätze aufweisen. Die erste, umfänglich weit kleinere Ausgabe fiel noch ins achtzehnte Jahrhundert, nämlich ins Jahr 1798, als Foscolo gerade zwanzig Jahre zählte. Das Buch ist ja denn auch noch ganz mit der eigentümlichen Atmosphäre jener uns heute unbegreiflich hohen und fernen Zeit gesättigt, mit der Luft des Rokoko und Klassizismus zugleich. Die Schatten von Youngschen und Zimmermannschen Einsamkeits- und Nachtgedanken, vom leidenden Werther, von Ossianischer Melancholie, von dem sonderbaren und phantastischen und gleichwohl seltsam sinnlichen Idealismus eines Blake und eines Shelley, aber auch die reizende kühle Glätte eines Canova, eines Albani, einer Staël, alles das geistert durch das Buch, ohne jedoch seine Lebenssäfte zu beeinträchtigen, die uns heute frisch wie vor Zeiten anmuten, wofern wir uns entschließen mögen, die manische Unrast unserer Zeit einmal auf sich be-

ruhen zu lassen oder aber — transparent zu machen: denn dann schimmert etwas von damals durch, das in seiner Art nicht weniger rastlos und vagantenhaft war, als wir es sind, nur freilich mit einer geistigen Noblesse und Leichtigkeit begabt, die uns längst abhanden gekommen ist. Schließlich lebten noch Gluck und Mozart und Cimarosa, als Foscolo jung war.

Der wohl vorzüglichste Kenner Foscolos, Giuseppe De Robertis, bietet in der Wochenschrift «La Fiera Letteraria» (38) einen in seiner Art erschöpfenden Essay über den Jacopo Ortis, welcher auch über das Dritte Programm des italienischen Radio gesendet worden ist. De Robertis nennt drei Namen, nämlich Young, Ossian und den Rousseau der Nouvelle Héloïse, welche die künstlerische Stimmung des Werkes überprägten, betont aber, daß die Lektüre der Alten, insbesondere des Seneca und des Tacitus, nach Foscolos eigenem Zeugnis, stilistisch und gesinnungsmäßig eingewirkt haben, von Hume und Montaigne zu schweigen. Mit der Zeit aber treten noch Homer, Dante, Plutarch, Sterne hinzu. Das hohe Pathos eines Alfieri bleibt nicht unbemerkt. Vor allen anderen aber ist Petrarca der Führer und Geleiter. Seine unbegreiflich reine Süße lebt in Foscolos Vers und Prosa wieder auf. Sehr beachtenswert in diesem mit lateinischer Einfühlungs- und Prägekraft gestalteten Essay ist die Kunst des Zitats. De Robertis versteht es, die köstlichsten Blüten vom prangenden Jugendstrauch Foscolos zu sammeln und so zwanglos und eindringlich zu ordnen, daß man einen Inbegriff vom Ortis und seinem Dichter erhält, der übrigens auch ganz besonders dem noblen und antikischen Giuseppe Parini eine tief verehrende Anhänglichkeit bewahrt. Das, was einen an dem Ortis-Roman und an den großen Gedichten Foscolos am meisten verwundern kann, ist vielleicht die Beobachtung, daß eine doch vorwiegend makabre (also unserem Zeitgeschmack an sich so sehr entsprechende) Grundstimmung ganz in Kunst, in schier heiter anmutende Form aufgelöst ist. Darin, wenn auch sonst wenig, stimmt unser Dichter mit Leopardi überein, und es ist ein merkwürdiges Generationenverhältnis, daß Leopardi, der nach einem alten Biographen «die Hölle mit den Melodien des Paradieses» besungen hat, im Erscheinungsjahr des ersten Ortis, also 1798, in sein unsäglich schweres und bitteres Leben hineingeboren worden ist. Nach aller Sublimierung der Erdenqual — und Erdenschönheit — verwundert es einen beinahe, wie einen das gleiche auch im Werther eigentlich verwundert, daß Ortis seinem Leben freiwillig ein Ende setzt. Mußte dieser Dolchstich, dessen Vorstellung den Leser durchschauert, wirklich sein? Mußten die von den alten Stoikern eingeflüsterten Lehren den Dichter, der es insgeheim besser wußte und sein eigenes nicht leichtes Leben im englischen Exil tapfer bis zum Ende durchstand, zu solchem kein gutes Beispiel gebenden Abschluß durchaus zwingen?

Ueber Während des Krieges habe ich den Versuch gemacht,
Vincenzo Cardarelli einige Dutzend Gedichte der italienischen modernen
sogenannten Hermetiker in deutscher Sprache nach-
zubilden, ein nicht eben leichtes Unternehmen. Unter diesen Gedichten be-
fanden sich auch solche von Cardarelli, und sie leuchteten mir ganz buch-
stäblich ein, weil sie eine eigentümlich distanzierte trockene Klarheit von
innen her zu haben schienen, etwas von jener aus der Ferne sehr überzeu-
genden Kultur und Lebensstimmung der alten Etrusker, aus deren Stadt
Tarquinia dieser schrullige, unbegreiflicherweise in unser Zeitalter verschla-
gene Dichter stammt. Voriges Jahr lernte ich ihn bei dem nicht weniger
schrulligen und dem Studium der Engel besonders ergebenen Theologen und

katholischen Konvertiten Erik Peterson kennen. Es war bei glühendster römischer Sommerhitze in dessen Wohnung auf dem Aventin. Im salotto aber brannte — wegen Cardarelli — ein Petroleumofen, an welchem der Dichter, schauernd in seinen dicken pastrano gewickelt, stand und sich die Hände wärmte. Dazu sprach er sonderbar lebensfeindliche und boshafte Dinge. Ein armer und doch an luzider Anschauung merkwürdig reicher Sonderling, eine echte «macchietta», wie man in Rom sagt. Auch seine Prosa, die von vielen verabscheut, von manchen und nicht den Schlechtesten für die beste Prosa gehalten wird, die man heute in Italien schreibt, liest sich wie eine Art sonst nicht existierender Poesie, die nach seinen eigenen Worten «Licht ohne Farbe», «Heil und Gleichmut», «Kunst des Schweigens» ist. Alberto Frattini arbeitet in seinem Aufsatz über Cardarelli (Fiera Letteraria 38) das Fatalistische in dem Werk dieses skurrilen Künstlers heraus, seine Treue zu einem Schicksal, welches er wie den Wahrtraum eines aus Ironie und Furchtbarkeit zusammengefabelten Märchens heiter und gelassen durchträumt. Vielleicht aber nützt es einer deutlichen Vorstellung von diesem Dichter noch mehr, wenn ich hier ein kurzes Gedicht des 1887 Geborenen in einer deutschen, von mir seinerzeit versuchten Transposition abdrucken lasse. Es nennt sich Frühlingsfreude:

Es hat der Frühlingswald
Seele und Stimme.
Voller Luft sind
die Laute des Kuckucks und wie
in eine Flöte gehaucht.
Dem leichten Lockruf
höriger denn das trügende Echo
gehn betört wir einher.
Zärtlich grün ist die Kastanie,
voll goldener Tropfen
hängt uralter Ginster.
Um die schattenden Stämme
im Spiele der Sonne
tanzen die Hamadryaden.

Aber Cardarelli schreibt jetzt nur noch «Prosa».

Sforza Die Nekrologe auf den jüngst verstorbenen Grafen Sforza, der ge-
im Exil raume Zeit die italienische Außenpolitik des Kabinetts De Gasperi leitete, klangen nicht alle freundlich. Vielmehr hat man ihm man-
chen Stein ins Grab nachgeworfen, vor allem den bekannten Vorwurf seiner kryptofaschistischen oder nationalistischen, monarchistischen oder reaktionären Gegner (von den sozialkommunistischen zu schweigen), den Vorwurf der Eitelkeit, da ihnen ohnehin sonst kein gescheites polemisches Argument einfiel. Aldo Garosci erörtert in «Il Mondo» (38) die Rolle, die Sforza während seiner Exiljahre in Frankreich und den Vereinigten Staaten auf eine recht zurückhaltende, dabei geschickte und wirksame Weise, nämlich in vorteilhaftem Sinne diplomatisch, zu spielen fand. Sforza hat damals zunächst nicht offen gemeinsame Sache mit den italienischen Emigranten gemacht, weil damit stets die Gefahr verbunden war, die Chancen Italiens endgültig zu verderben. Es gelang ihm durch sein vorsichtiges Spiel immerhin, die Weltbühne für Italien, soviel es eben gehen mochte, günstig zu stimmen, so daß mancher

Kongreßbeschluß im Ausland und mancher Beschluß auswärtiger Regierungen später in der Behandlung Italiens durch die Alliierten wohlthuende Nachwirkungen zeitigte. In dieser Hinsicht hatte Sforza als Emigrant vielleicht schönere Erfolge denn Sforza als Außenminister.

De Gasperis In der sehr lebendig gehaltenen illustrierten und mit
unsichtbarer Degen knappen und klaren Aufsätzen durchwebten Wochenschrift «L'Europeo» schreibt Luigi Barzini junior aus Straßburg, daß die drei betagten katholischen Staatsmänner wirklich und ernstlich, weil sie die Gefahr sehen, auf dem kürzesten und schnellsten Weg Europa machen wollen. Der Artikel 38 des zwar unterzeichneten, aber noch nicht ratifizierten Vertrags der bekannten sechs Staaten über die Aufstellung des europäischen Heeres sieht vor, daß die dafür zuständige Versammlung raschmöglichst das Projekt einer europäischen Verfassung zu studieren habe. Nun ist aber eine rasche Ratifizierung des Vertrags keineswegs abzusehen. Herrn De Gasperis Vorschlag ging also dahin, besagten Artikel 38 aus einem unratifizierten in einen bereits ratifizierten Vertrag, nämlich das Kohle- und Stahlabkommen, einzufügen. Vielleicht ein Kolumbus-Ei? Denn der Kohle-Stahl-Pakt gibt dessen leitenden Männern echte und supernationale Befugnisse. Aber da war Mister Eden, der alles mit dem Großen Europarat, in welchem England sitzt, zusammenschweißen wollte. Daß England im Grunde das Vereinigte Europa nicht will oder auf eine Weise will, die nach dem seligen Völkerbund schmeckt, dürfte allmählich auch den naivsten Gemütern gedämmert sein. Auch belgische und holländische Einwände mußten entkräftet werden. Gerade mit diesen verstand es De Gasperi, durch Unerschütterlichkeit fertig zu werden. Offenbar aber ist man entschlossen, die Hauptsache ohne England zu machen. Jedenfalls haben die tapferen drei Alten den besten Willen und alle Entschlossenheit, die Realität Vereinigtes Europa in wenigen Monaten auf die Beine zu stellen, um so mehr, als der als Vorstufe dazu dienende Stahlpool von einem echten und neuen Souverän und zudem ausgezeichneten Mann, Herrn Jean Monnet, dem früheren Generalkommissar des Schuman-Planes, geleitet wird, und für Deutschland und Italien die großen Wahlen bevorstehen, vor denen die Sache unter Dach und Fach gebracht werden muß, damit im Wahlkampf nicht alles durcheinander gerät. Wird Europa seine letzte Gelegenheit versäumen, ist es wirklich gesinnt, von der Bühne abzutreten, sich selbst zu negieren und einer Idee in die Arme zu sinken, deren Geistes- und Gottverlassenheit schon beinahe jedem Schwachsinnigen einleuchten muß? Wird Europa, dieses angeblich so alte und doch so schrecklich junge Europa — was sind schon zweitausend Jahre Menschengeschichte? —, sein herrliches Erbe auf die Schutthalde der kollektivistischen Entmenschung werfen?

Rolf Schott